

Der Tempel des Apollo Grannus in Faimingen*

VON KURT BITTEL

In Ephesos, der großen Stadt an der ionischen Küste, ist östlich von der jedem Besucher bekannten Bibliothek des Celsus eine lange Inschrift gefunden worden, in der ein Syndikos, ein Sachwalter des Staates, über die Gesandtschaftsreisen berichtet, die er *im Auftrag seiner Vaterstadt* in weiten Teilen des römischen Reiches ausgeführt hat. Die Inschrift läßt sich aufgrund der in ihr enthaltenen Titulatur der römischen Kaiser genau auf 217/218 n. Chr. datieren. Aus ihr geht aber auch hervor, daß der ephesische Syndikos auf seiner Amtsreise, die ihn nach Britannien und Germanien geführt hat, 213 ein Heiligtum des Apollo Grannus besuchte. Grannus ist eine keltische Heilgottheit, die mit Apollo, wenigstens mit einer wesentlichen Eigenschaft dieses Gottes, gleichgesetzt worden ist. Der Ephesier hätte dieses Heiligtum gewiß nicht besucht, wenn nicht zwei Voraussetzungen gegeben gewesen wären: daß es sich um eine bedeutende und nicht bloß um eine beliebige Kultstätte dieses Gottes handelte und daß sie an einer der großen Fernstraßen des Imperiums lag, welche die nordwestlichen mit den südöstlichen Reichsteilen verband. Der Bearbeiter der genannten Inschrift, der Wiener Althistoriker Josef Keil, hat schon 1956 die Vermutung ausgesprochen, daß dieses Heiligtum »doch wohl am ehesten in... Faimingen in der Nähe von Lauingen... gesucht werden müsse«. Darin bestärkte ihn noch ein anderer, literarischer Hinweis, auf den ich später kurz eingehe.

Römische militärische Einrichtungen wie Kastelle oder etwa den Limes kennt man in Südwestdeutschland seit langem bzw. in großer Zahl, auch in der Nähe von Schwäbisch Hall. Man denke nur an die Standlager in Öhringen, Mainhardt und Murrhardt, dazu Gutshöfe, villae rusticae, die in fast allen von Natur aus fruchtbaren Gebieten innerhalb der römischen Reichsgrenze nachgewiesen sind. Aber Kultbauten, Tempel, sind nur ganz wenige belegt, zum Beispiel in Kempten, Ladenburg, Rottenburg, Rottweil und Wimpfen. Sie sind bescheidenen Ausmaßes, für keinen kann der Anspruch eines monumentalen Bauwerkes erhoben werden. Mit einer Ausnahme: der Tempel des Apollo Grannus in Faimingen. Darauf und auf seiner Zuordnung zur klassisch-römischen Architektur der Kaiserzeit liegt seine Bedeutung.

Faimingen ist ein kleines, gefälliges Dorf nur sieben Kilometer jenseits der württembergisch-bayerischen Grenze und unmittelbar vor den Toren der

* Text eines am 8. 5. 1988 im Historischen Verein für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall gehaltenen Vortrages.

Stadt Lauingen, in die es neuerdings eingemeindet worden ist. In diesem Faimingen lehrte von 1869 bis 1909 ein biederer Dorfschullehrer, Magnus Anton Scheller, der sich um die römischen Reste dort die größten Verdienste erworben hat. Dieser einfache, zudem durch eine schwere, 1870 bei Sedan erlittene Kriegsverletzung stark behinderte Mann hat den großen Tempelbezirk zuerst bei einer Ausgrabung damaligen Stils angeschnitten und erkannt. Das war nicht völlig überraschend, denn Inschriften hier und dort im weiteren Umkreis hatten schon die Humanisten des 16. Jahrhunderts, Andreas Althamer, Konrad Peutinger, Marcus Welser, auf den Kultort des Apollo aufmerksam gemacht, aber sie glaubten ihn in Lauingen suchen zu müssen. Scheller erbrachte dann in den Jahren 1888 bis 1890 den wirklichen Nachweis in Faimingen selbst, freilich nur zu Teilen, denn das Gebiet war mit landwirtschaftlichen Einrichtungen verschiedener Art überbaut. Erst zwischen 1979 und 1986 gelang die Untersuchung des gesamten Tempelbezirks. Das war eine ziemlich mühsame Aufgabe, die, was die finanzielle Seite betrifft, nur durch die Mithilfe des Freistaats Bayern und der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewältigt werden konnte. Denn die den Tempel überdeckenden Häuser und Grundstücke waren zu erwerben und abzutragen, ebenso auch die für die Ausgrabung notwendigen technischen Vorkehrungen zu beschaffen.

Die Ausgrabungen selbst standen zwischen 1975 und 1982 unter der örtlichen Leitung von Dr. Gerhard Weber, dann bis 1986 unter der von Dr. Johannes Eingartner. Die Rekonstruktionsarbeiten am Tempel leitete Dipl.-Ing. Wolfgang Schmidt. Sie und ihre Mitarbeiter haben sich der mitunter schwierigen Aufgabe mit großer Sachkenntnis gewidmet und sie zum Erfolg geführt.

Als mit den eigentlichen Arbeiten begonnen wurde, stellte es sich heraus, was bei großen, planmäßigen Ausgrabungen nicht selten zu geschehen pflegt, daß die Befunde viel komplizierter waren, als wir ahnen konnten. Damit aber ist bereits eine sehr wesentliche Frage aufgeworfen, nämlich die, was wir denn eigentlich erwartet hatten, oder besser ausgedrückt, mit welchen Vorkenntnissen über Entstehung und Gestalt eines solchen Heiligtums man an die Untersuchung herangegangen ist.

Ich habe schon erwähnt, daß Apollo Grannus eine ursprünglich keltische Gottheit gewesen ist, und zwar als Grannus. G. Iulius Caesar, der durch seinen Aufenthalt zwischen 58 und 52 v. Chr. in Gallien sehr gut über die dortigen Zustände unterrichtet war, sagt im VI. Buch Kap. 17 seiner *Commentarii de Bello Gallico*, der keltische Gott, den sie als Apollo bezeichneten, sei ein Heil- und Gesundheitgott. Und in der Tat zeigt eine Karte, auf der das Kerngebiet der dem Gott Grannus geltenden Inschriften und sonstigen Denkmäler verzeichnet ist (Abb. 1) ein unmißverständliches Bild: Ostfrankreich, entlang von Rhein und Mosel und östlich am Neckar und an der oberen Donau, hier sogar in einer bemerkenswerten Häufung. Der Gott tritt sehr oft mit weiblichen Gottheiten zusammen auf, so mit der keltischen Sirona, die mit der griechisch-römischen Hygia gleichgesetzt worden ist, was abermals mit der Eigenschaft



Abb. 1: Kerngebiet des Kultes des Apollo Grannus und der Sirona. 1 = inschriftlich bezeugt. 2 = Kultstätten nachgewiesen. 3 = Kultstätten inschriftlich erwähnt.

als Heilgott übereinstimmt, außerdem aber auch mit den Nymphen in einer Inschrift von Ennetach bei Mengen an der Donau. In dem damit definierten Raum kannte man bislang nur ein einziges, durch erschöpfende Ausgrabung erschlossenes Heiligtum des Apollo Grannus bei Hochscheid, in recht einsamer Lage steil über dem Moseltal im Hunsrück. Das war ein Pilgerheiligtum (Abb. 2) mit einer Herberge (II) für die Heilungsuchenden, einem Badhaus (III), einem Wohngebäude für den *curator templi* (IV) und einem Sakralbau mit einer Heilquelle im Innern (I). Dieses Pilgerheiligtum bestand von der Mitte des 1. bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. hinein. Aber merkwürdig: in der Tempelcella sind drei Statuen gefunden worden, eine der Sirona und zwei des Apollo mit Greif und Lyra, demnach in durchaus klassischer Auffassung, ohne deutliche Spuren einheimischer Einwirkung. Das Heiligtum selbst dagegen ist kein Bauwerk römischen Stils, sondern ein keltischer Vierecktempel mit Umgang auf allen vier Seiten um die Cella. In diesem autochthonen klei-

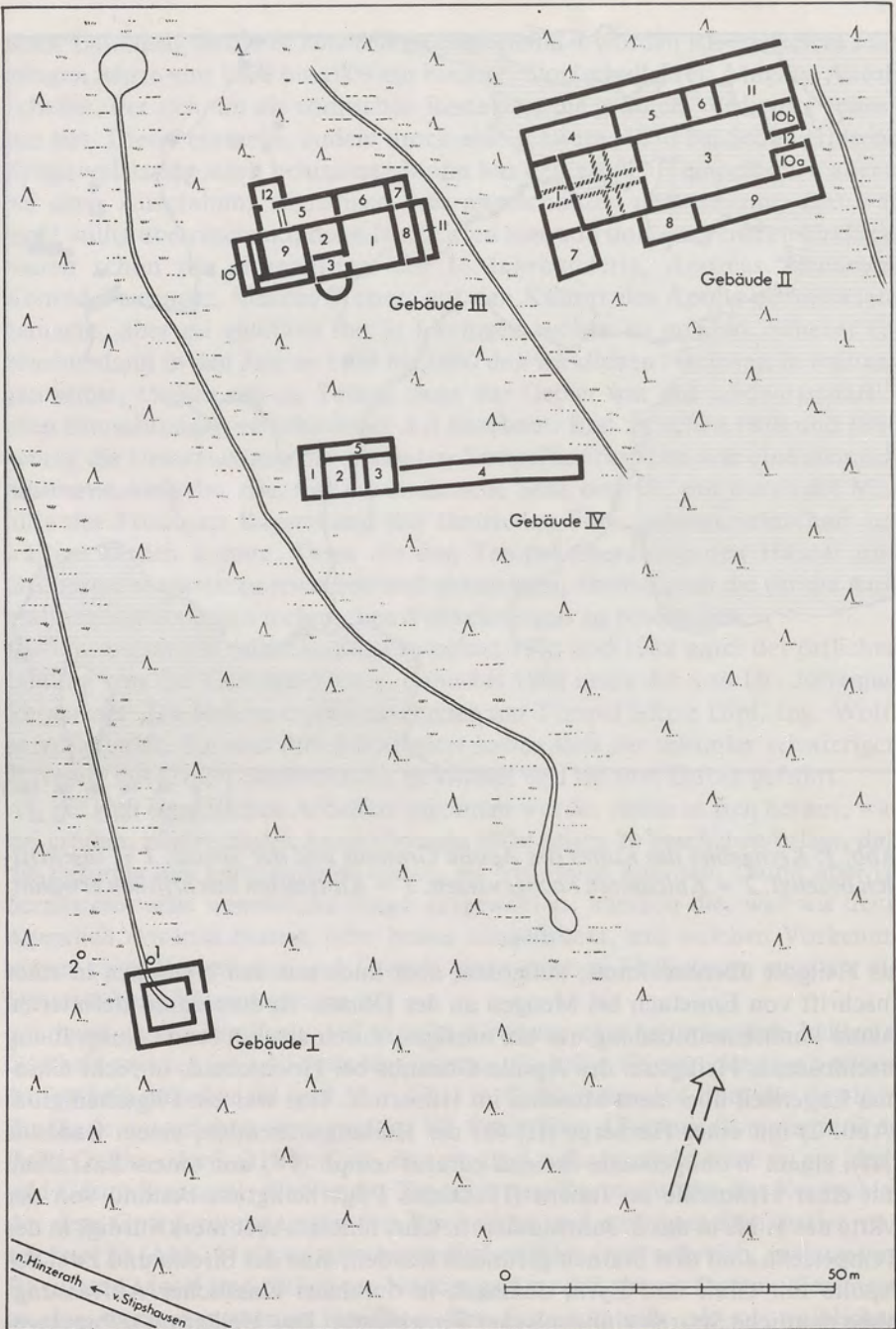


Abb. 2: Pilgerheiligtum des Apollo Grannus und der Sirona in Hochscheid. Plan nach Gerd Weisgerber.

nen Gebäude haben dann im Laufe seines Bestehens die Bildwerke klassischen Stils aufgestellt gefunden. War in Faimingen mit einem ähnlichen Befund zu rechnen, mindestens, was die Entstehungsgeschichte des Heiligtums betrifft? Wir erwogen diesen Gedanken, trafen damit aber nur zum Teil das Richtige, wie sich dann bald herausstellte, kaum nur deshalb, weil die topographische Situation dort so anders geartet ist.

Das römische Faimingen lag nicht wie das heutige Dorf an der Brenz, sondern hoch auf dem Steilufer der damals noch unregulierten Donau (Abb. 3). Hier fanden sich in der Tat als frühe Zeugen der Benutzung keltische Reste des 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr., auch mehrere Gräben, deren südlichster das Terrain gegen den Hang zur Donau abgrenzt. Ob es sich dabei um Einrichtungen kultischer Bestimmung handelt, ist möglich, doch fehlen dafür eindeutige Anhaltspunkte. Sicher ist es jedenfalls, daß es von diesen Siedlungsresten zum römischen Tempel an der gleichen Stelle keine unmittelbare, sinngemäße Kontinuität gegeben hat, denn Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. lag hier ein römisches Kastell, also eine militärische Anlage, rechteckigen Grundrisses mit Ummauerung und einem sehr tiefen Graben als Annäherungshindernis (Abb. 3:1). Es diente nur kurze Zeit seinem Zweck, kaum mehr als über zwei Jahrzehnte, unter den Kaisern Domitian und Traian, denn es bildete lediglich eine Etappe im Gange des römischen Vorgehens von der Donaugrenze auf die Schwäbische Alb und schließlich zum rätischen Limes nördlich davon. Seine Bedeutung lag zweifellos darin, den Donauübergang der Straße zu decken, die von der Provinzhauptstadt Augsburg nach Nordwesten über Urspring und das Filstal zu Neckar und Rhein führte und damit Augusta Vindelicum, den Vorort Raetiens, mit Mainz, der bedeutendsten Stadt in Obergermanien verband. Sobald aber durch die Besetzung des nördlich an Faimingen anschließenden Gebiets diese Aufgabe erfüllt war, wurde dieses Kastell aufgelassen, seine Mauer völlig abgetragen und der Umfassungsgraben zugeschüttet. Bald darauf entstand hier ein rechteckiger, mit einem Flechtwerkzaun eingegrenzter Bezirk und unmittelbar westlich davon ein quadratisches Podium aus Ziegelestrich. Diese Einrichtung ist der zugehörigen Votivgaben wegen ohne Zögern als Kultplatz unter freiem Himmel zu verstehen. Schloß man damit an eine ältere Tradition an, die nur durch die militärischen Notwendigkeiten Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. bedenkenlos unterbochen worden ist? Um es zu wiederholen, noch ist dies nicht mehr als eine Vermutung. Fest steht es dagegen, daß von nun an über gut hundert Jahre hier der Mittelpunkt des römischen Faimingen in seinem Kultbezirk des Apollo Grannus bestand (Abb. 3:2). Dieser Tempel lag nicht isoliert, sondern inmitten einer stadtartigen, sehr regelmäßigen Siedlung von etwa 800:450 Meter, die auf drei Seiten durch Wall und Graben gesichert war, auf der Südseite durch den Steilabfall zur Donau (Abb. 3:3). Die Tore, die im Osten, Norden und Westen dieser Stadtbefestigung liegen, beziehen sich auf die Fernstraßen, von denen fünf bekannt sind. Das südliche Stadttor ist durch die Einwirkung der Donau



Abb. 3: Plan des römischen Faimingen (Phoebiana). 1: Kastell um 100 n. Chr. 2: Tempel des Apollo Grannus. 3: Stadtumwallung mit Toren. 4: Tor an der Straße nach Heidenheim. 5: Stadtmauer, Anfang 3. Jahrhundert n. Chr. 6: Kastell, 1. Hälfte 3. Jahrhundert n. Chr.

im Laufe der langen Zeit verloren gegangen. Vor ihm, außerhalb, muß eine Brücke über den Fluß geführt haben, die der Straße zur Provinzhauptstadt diente. Verlängert man die Richtungen dieser Straßen ins Stadttinnere, schneiden sich alle vier am Tempel bzw. in seiner unmittelbaren Nähe. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß dieses Heiligtum mit zum eigentlichen Zentrum der ganzen städtischen Gemeinschaft gehörte.

Die Baugeschichte des Tempels verlief, wie sich bei den Ausgrabungen erwies, nicht ganz einfach. Offenbar befriedigte das erste Baustadium den oder die Auftraggeber nicht, denn man hat die schon ausgehobenen Gräben für die Fundamente wieder zugeschüttet, festgestampft und an der gleichen Stelle in einer etwas größeren Planung neu ausgehoben. Schon allein daraus ist die Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß sich der Bau auf das Geheiß einer höheren Instanz, die über den lokalen Kompetenzen stand, vollzogen hat. Das wird zudem, wie wir noch sehen werden, indirekt durch eine Inschrift bestätigt.

Der Tempel ist um 150, d. h. in der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. erbaut worden, zur Zeit des Kaisers Antoninus Pius, und zwar mit Baumaterial, das wie die petrographischen Untersuchungen ergaben, ausschließlich aus dem Weißen Jura der Ostalb stammte. Die nördlichste Abbaustelle lag in der Gegend von Unterkochen, die östlichste bei Demmingen, nicht weit von Dischingen. Die Reste des Tempels kamen nahezu vollständig bei den Ausgrabungen zutage (Abb. 4), die in Anbetracht der vielfachen späteren Überbauung bis in das 19. Jahrhundert hinein mühsam genug waren. Die saubere handwerkliche Ausführung der einzelnen Teile bis hin zu Säulenschäften, Basen (Abb. 5), Gesimsen, Brüstungen, aber auch von Wasserrinnen, entspricht den an einen kaiserzeitlichen Tempel zu stellenden Anforderungen. Der eigentliche Kultbau mit Cella und Vorraum steht auf einem rund 1,2 Meter hohen Podium, auf das von Süden her eine breite Treppe hinaufführt (Abb. 6). Von ihm fanden sich noch sichere Teile, so daß dieser Ausgang rekonstruiert werden konnte. Podium und Tempel erheben sich im rückwärtigen Teil eines Hofes, der auf drei Seiten von ihm zugekehrten Portiken, eingeschossigen Säulenhallen, umgeben ist und zu dem in der Längsachse und damit von der Flußseite her ein breites einziges Tor den Zugang bildete. Das Ziegeldach der Hallen neigt sich dem Hofinnern zu, so daß das Regenwasser, in kunstvoll gearbeiteten Rinnen aufgefangen und gesammelt, abgeleitet werden konnte. Zahlreiche Stücke von farbigem Wandverputz bezeugen die qualitätvolle Ausstattung des Bauwerks.

Auf der Ost- und auf der Südseite besaß der Tempelbezirk je eine weitere, nach außen gerichtete Halle (Abb. 7). Die südliche, zum Steilhang über der Donau gerichtete, betonte die eigentliche Schauseite des Heiligtums, während die östliche offenbar den Übergang zum Forum des römischen Faimingen bildete, das sich in dieser Richtung unmittelbar angeschlossen haben dürfte. Auf diesem großen Marktplatz trafen in Wahrheit die vorhin erwähnten Fernstraßen zusammen. Zieht man in Betracht, daß unmittelbar in diesem Bereich eine

Römischer Tempelbezirk

Um 160 n. Chr.

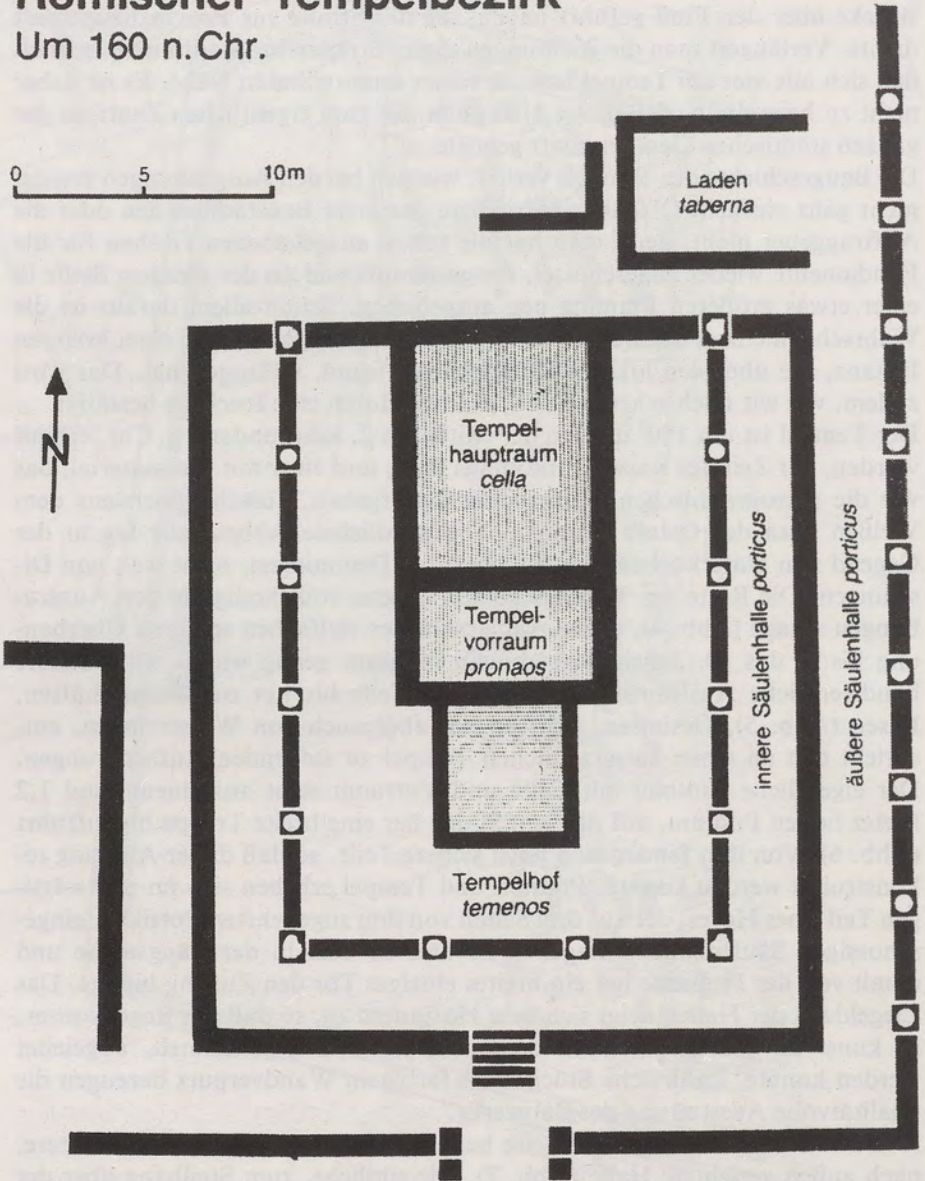


Abb. 4: Ergänzter Grundriß des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.



Abb. 5: Säulenbasis des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.



Abb. 6: Wiederhergestellte Aufgangstreppe und Podium für Pronaos und Cella des Apollo-Grannus-Tempels in Faimingen.

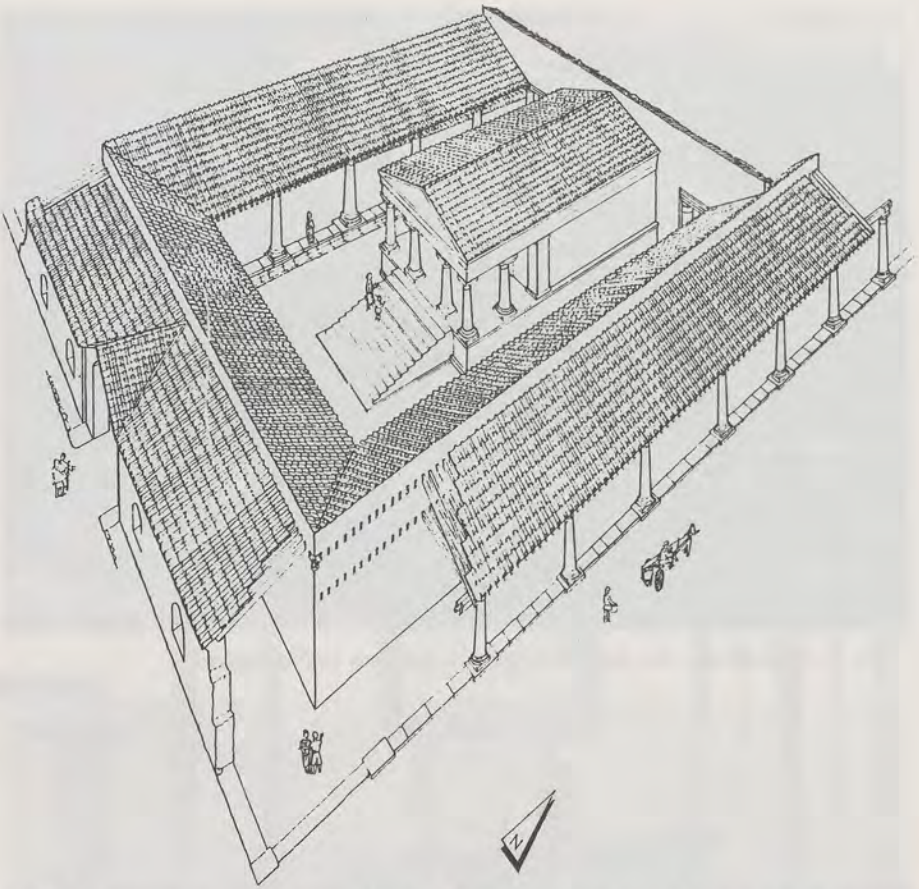


Abb. 7: Faimingen, Bezirk des Apollo-Grannus-Heiligtums, Rekonstruktionsversuch von Gerhard Weber.

Statue des Neptun als Repräsentant des Flußgottes Danuvius sowie ein Relief für Iupiter Dolichenus und Iuno entdeckt worden sind, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit, daß es an diesem Forum mehr als nur eine Kultstätte gegeben hat. Sie aufzudecken, wird freilich vorläufig nur ein Wunsch bleiben, weil dieses Gebiet vollständig überbaut ist.

Der Tempel selbst in seiner architektonischen Form, Grundriß und Aufriß, Podium und Portiken, ja mit seiner Lage an einem Forum hat seine für uns faßbare nächste Entsprechung im Apollo-Tempel an der Westseite des Marktplatzes in Pompeji, dem das Faiminger Heiligtum auch in den Größenverhältnissen sehr nahe kommt. Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Begründung, daß ein so ungewöhnlich stattlicher Tempelbezirk nicht aus lokalen Wünschen und Überlegungen hervorgegangen sein kann, sondern daß hier die Einwir-

kung einer höheren leitenden Hand spürbar wird, mindestens des Statthalters der Provinz Raetien, wenn nicht darüber hinaus. Tatsächlich gibt es eine Bauinschrift, die heute in der Martinskirche in Lauingen vermauert ist (Abb. 8), aber zweifellos ursprünglich aus Faimingen stammt und die einen gewissen Hinweis in dieser Richtung bietet. Erhalten ist auf einem Fries nur die Hälfte

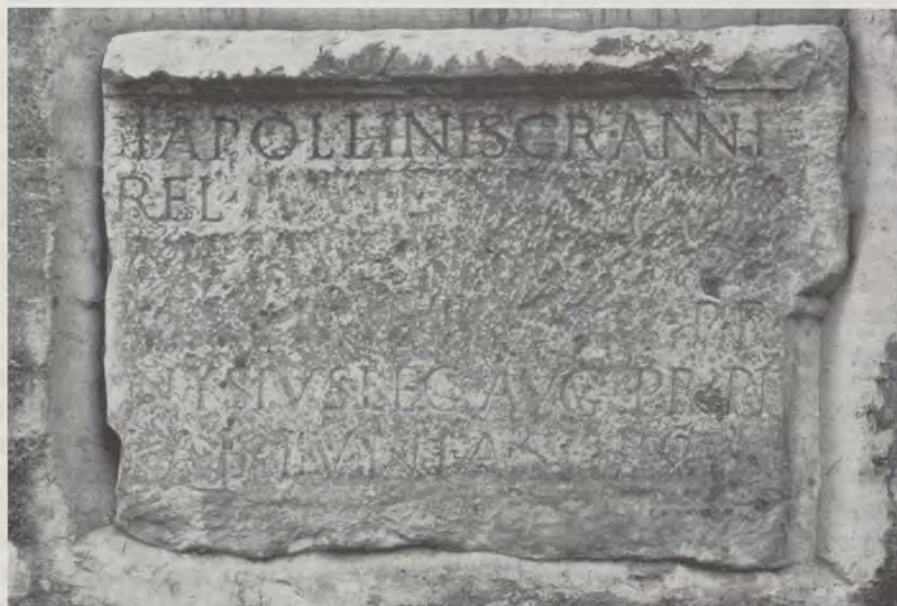


Abb. 8: In der Martinskirche in Lauingen eingemauerte Inschrift mit Nennung des Apollo Grannus. Der Name des Elagabal ist alt getilgt, weil dieser Kaiser der *damnatio memoriae* verfallen war.

der Inschrift, in der steht, daß zur Zeit des Kaisers Elagabal, wahrscheinlich im Mai 218 n. Chr., ein Templum oder Aedes – das Wort ist verdorben – des Gottes Apollo Grannus errichtet worden sei, als Dionysius Legatus Augusti pro Praetore, also Statthalter der Provinz Raetien, war. Das kann nicht die primäre Bauinschrift unseres Tempels sein, denn er war unter Elagabal schon rund 70 Jahre alt. Entweder stammt sie von einer Reparatur des bereits Bestehenden oder von einem anderen, ebenfalls dem Gott Grannus bestimmten Bauwerk am gleichen Ort. In einer anderen Inschrift, die heute im Innern der Kirche in Hausen zwischen Lauingen und Dillingen eingemauert ist, heißt es, daß ein Petronius Victorinus dem Gott Grannus und der Dea Sancta Sirona »valvas«, d. h. Flügeltüren gestiftet hat, was sich sicher auf den Tempel in Faimingen bezieht. Weil aber nun eben Inschriften zu bemühen waren, bleiben wir noch kurz bei dieser Gattung von Denkmälern, denn aus ihnen gewinnen wir wenigstens eine gewisse Anschauung von den Handlungen, die sich im

Heiligtum des Gottes vollzogen. Mehrfach ist die Rede von einem *signum cum base*, das Dedikanten in den Tempel gestiftet haben zur Bekräftigung ihrer Bitten, das heißt ein »Zeichen«, ein »Symbol des Gottes« im übertragenen Sinne, das auf einer Basis stand. Einmal heißt es auf einem Altar *cum signo argenteo*, der Bittsteller hat demnach außer dem Altar noch ein silbernes solches Signum gestiftet. Bei aller Knappheit des Textes ist eine heute in der romanischen Kirche im nahen Brenz zu findende, aber sicher ursprünglich von Faimingen stammende Inschrift, von besonderer Bedeutung. Hier steht nämlich, daß ein Vater und seine zwei Söhne ein *signum cum base* geweiht hätten und zwar »*ex visso*«, also infolge eines Gesichts, eines Traumorakels. Wahrscheinlich hat die Inkubation, das Liegen und Schlafen zum Zwecke der Weissagung im Traum, in den Portiken stattgefunden, die den Tempelhof umgaben. Sie gehört zu den Mitteln, denen sich Patienten bei Heilgöttern des Altertums bei Grannus ebenso wie bei Aesculapius unterzogen haben. Am eindrucksvollsten ist die *incubatio* durch Text und Funde im Asklepiosheiligtum der römischen Kaiserzeit in Pergamon überliefert.

In ein anderes Gebiet der Zukunftsdeutung führt uns der Fund von zahlreichen Astragalen, das heißt Sprungbeinen, der kleinen zwischen die Knöchel des Schien- und Wadenbeins eingeklemmten und die Verbindung mit dem Fuß herstellenden Knochen von Schaf und Ziege. Astragale dieser Art fanden sich in auffällender Häufung in und bei der Cella des Grannustempels. Es ist bekannt, daß solche Knöchel vom hohen Altertum an bis in die neueste Zeit bei vielen Völkern dieser Erde von Kindern sowohl als auch von Erwachsenen zu einer Art Würfelspiel mit zahlreichen Varianten verwendet worden sind. Aber auch dann, bei einem solchen rein spielerischen Zweck, fanden sie doch einmal den Weg in einen Tempel. So ist es zum Beispiel überliefert, daß Kinder im alten Griechenland und Rom beim Eintritt in die Erwachsenenstufe ihre Astragale in ein Heiligtum stifteten und damit die Phase der Kindheit ihres Lebens in feierlicher Form abschlossen. Der Fund in Faimingen ist jedoch anders zu deuten. Er gehört zweifellos in das Gebiet der Astragalomanteia, der Weissagung aus bestimmten Würfeln und Stellungen des danach zur Ruhe gekommenen Astragals. In den Heiligtümern standen geweihte Tische mit Astragalen, aus deren Wurf man weissagte. Auch gab es durchlochte Knöchel, die an Schnüren oder Lederriemen aufgereiht waren. Neben der Mantik dieser Art, also als Wurforakel, gibt es Belege, die zeigen, daß selbst diese Form der Weissagung in das Gebiet des Traumorakels hinüberspielen konnte. Auf einer im Heiligtum des Asklepios in Epidauros gefundenen Inschrift steht nämlich, daß ein erwachsener Mann, der als Patient das Heiligtum aufgesucht hat, dort geträumt hat, er säße unter dem Tempel knöchel spielend; als er gerade im Begriff war, den Astragal zu werfen, sei ihm der Gott erschienen. *Ex visso* demnach, wie in der erwähnten Inschrift von Brenz. Noch eine weitere Inschrift ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Sie ist heute am Kirchturm des sechs Kilometer südlich gelegenen Dorfes Gundrem-

mingen eingemauert. Mann und Frau haben diesem Text zufolge Iupiter, dem Besten und Größten, und zugleich allen übrigen Göttern und Göttinnen einen Altarstein geweiht. Und dieser Mann namens Iulius Salutaris bezeichnet sich als haruspex, d. h. Eingeweideschauer, ein Wahrsager vornehmlich aus dem Befund von Lebern geopferter Schafe. Das wurde im Altertum keineswegs als Scharlatanerie angesehen, sondern war eine seit altbabylonischer Zeit hochentwickelte Wissenschaft der Zukunftsdeutung. Im Alten Orient haben die Adepten in den Tempelschulen mit Hilfe von Modellen aus Ton gelernt, auf denen alle möglichen Formen des Organs dargestellt und jeweils in ihrer Bedeutung beschriftet waren. Von dort aus gelangte die Haruspizin über Syrien und Kleinasien zu den Etruskern und von ihnen auch zu den Römern, wo sie in der Staatsreligion mit der Zeit große Bedeutung erlangte, denn von etwa 50 n. Chr. gehörte sie in offizieller Stellung zum staatlichen Kult. Ob freilich der Haruspex der Inschrift in Gundremmingen auch im Heiligtum des Apollo Grannus tätig gewesen ist, kann man nicht entscheiden. Die Dedikation an Iupiter spricht eher dafür, daß er einer anderen Kultgemeinschaft im römischen Faimingen diene.

Das römische Faimingen – welches war denn nun eigentlich sein Name, und lautete er für Lage und Bedeutung des Ortes bezeichnend? Man hat ihn gewöhnlich mit dem auf der Tabula Peutingeriana verzeichneten Ort Pomone gleichgesetzt. Diese Tabula hat ihren Namen nach ihrem ersten legitimen Besitzer, dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger. Sie ist keine Landkarte in unserem geläufigen Sinn, sondern eine Routenkarte, ein auf die praktischen Bedürfnisse von Reisenden aller Art abgestimmtes Werk. Das verlorene Original ist nicht vor dem späteren 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden; was man noch besitzt, ist eine mittelalterliche Abschrift des 12. oder beginnenden 13. Jahrhunderts, also des Hochmittelalters. Es ist verständlich, daß dabei mit erheblichen Abschreibfehlern gerechnet werden muß. Auf dieser Tabula ist eine Straße eingetragen, die von Augusta Vindelicum, also Augsburg, über Pomone nach ad Lunam führt. In ad Lunam steckt der vordeutsche Name des kleinen Flübchens Lone, und ad Lunam ist der römische Name von Urspring, wo ein Kastell und eine nicht unbedeutende zivile Niederlassung nachgewiesen sind. Der Ausgangs- und der Zielort dieser Straße sind demnach gesichert. Der sprachlich befremdliche Ortsname Pomone zwischen beiden hat zu manchen Spekulationen geführt. Man wollte darin ein mißverständenes oder verschriebenes »Pontone«, von Pons, die Brücke, als Kennzeichnung eines Übergangs über die Donau sehen. Seit wenigen Jahren sind jedoch alle diese Spekulationen hinfällig, denn in Gundelfingen, somit unmittelbar westlich von Faimingen, ist ein Meilenstein gefunden worden, der zur Zeit des Kaisers Caracalla im Jahr 212 an einer römischen Straße aufgestellt worden ist. Und hier steht klar und deutlich *a Phoebianis MP IIII*, somit vier römische Meilen von Phoebiana. So also lautete Faimingens römischer Name, gebildet nach Phoebus-Apollo, natürlich dem Apollo Grannus. Warum aber

der Ortsname nach dem ursprünglich griechischen Beinamen Phoibos – Phoebus des Gottes gebildet ist, bleibt merkwürdig, denn nur einmal sonst in einer Inschrift in Trier ist Apollo Grannus als Phoebus belegt.

Der Meilenstein von Gundelfingen ist aber noch in anderer Hinsicht von Bedeutung. Die Aufstellung solcher Steine ging oft Hand in Hand mit Ausbesserungen und Erneuerungen an Wegen und Brücken, was dann mit dem Wort *restituit* zum Ausdruck gebracht wurde, nämlich daß der Gouverneur der betreffenden Provinz diese Wiederherstellungen angeordnet und unter sich gehabt habe. In unserem Fall aber heißt es unmittelbar nach den Namen und der Titulatur des Kaisers Caracalla, er habe *vias et pontes dedit*, als ob er selbst die Wege und Brücken gespendet hätte. Das darf man freilich nicht wörtlich nehmen. Aber daß er die unmittelbare Veranlassung dazu war, ist wohl doch anzunehmen. In der ersten Hälfte August 213 begann Caracalla über den rätischen Limes hinaus einen Feldzug gegen die Alamannen, die er dann am Main besiegte. Es ist so gut wie sicher, daß bei dieser Gelegenheit seine Aufmerksamkeit auf den Tempelbezirk des Heilgottes Grannus in Faimingen gelenkt worden ist, wie wir anschließend sehen werden.

Das Nordwesttor der Stadt älterer Form fällt gegenüber allen übrigen durch seinen besonderen Typus auf (Abb. 3:4). Es hat einen etwa halbkreisförmigen, nach außen sich öffnenden Hof, ist verwandt mit Toren in Fréjus, Arles, Avenches-Aventicum und geht mit seinem Grundriß auf hellenistische Vorbilder zurück. Die Fernstraße, der dieses Stadttor dient, verläuft bis zum Brenztal bei Heidenheim in selbst für römische Routen nicht allzu häufiger Geradlinigkeit, denn sie ist nur ein einziges Mal abgewinkelt und setzt sich das Kochertal abwärts bis Aalen und darüber hinaus bis zum Kastell Buch bei Schwabsberg fort. Dort aber, bei Dalkingen, ist ein alter Durchgang durch den rätischen Limes gerade zu dieser Zeit zu einem monumentalen Torbau ausgebaut worden, indem man ihm südwärts, das heißt dem Reichsinnern zu, eine triumphbogenartige Fassade vorgebaut hat. Größere und kleinere Bruchstücke, die hier gefunden wurden, gehörten ohne Zweifel zu einer mindestens lebensgroßen Bronzestatue eines römischen Kaisers. Die geschilderten Indizien genügen je für sich nicht für eine tragfähige Hypothese, insgesamt sprechen sie jedoch sehr dafür, daß der Kaiser Caracalla auf seinem Feldzug 213 diesen Weg von der Donau gegen die Alamannen genommen hat.

Ein Jahr zuvor hatte er seinen Bruder und Mitkaiser Geta gewaltsam beseitigen lassen. Aus den erhaltenen Texten über ihn geht hervor, daß er körperlich kräftig, allen Anstrengungen im Felde gewachsen, seinen Soldaten sehr zugezogen, aber von schwankendem Charakter war. Der Brudermord lastete auf ihm und hat offenbar eine Gemütskrankheit bei ihm ausgelöst. Cassius Dio, der ein Zeitgenosse Caracallas gewesen ist und der eine römische Geschichte in griechischer Sprache, denn er stammte aus Nicaea in Bithynien, geschrieben hat, in der freilich seine Abneigung gegen den Kaiser überall deutlich ist, sagt darüber (LXXVIII 15):

Niemand, selbst die Götter nicht, gab eine Antwort, die zur Gesundung seines Leibes noch seines Geistes geführt hätte, obwohl er allen (d. h. Göttern) bedeutenderen seine Verehrung zollte. Dies zeigte ganz klar, daß sie nicht seine Spenden und seine Opfer gelten ließen, sondern nur seine Absichten und seine Taten. Es wurde ihm keine Hilfe zuteil von Apollo Grannus, auch nicht von Aesculapius und Sarapis, trotz seiner vielen Bitten und seiner unermüdlichen Beharrlichkeit. Selbst wenn er unterwegs war, richtete er an die Götter Gebete, sandte Opfer- und Votivgaben, und viele Boten eilten jeden Tag hin und her und trugen etwas dieser Art. Und er ging auch selbst zu diesen Göttern in der Hoffnung, sie durch persönliches Erscheinen zu bewegen, und er vollbrachte alles, was Hingebungsvolle tun sollen; aber er erlangte nichts, was zu seiner Gesundung beitrug.

Daß Caracalla 214 in Pergamon gewesen ist, im dortigen berühmten Asklepeion Heilung gesucht hat, ist nicht nur durch Cassius Dio bezeugt. 215 war er zudem in Alexandria, dem Hauptsitz des Gottes Sarapis, wo er aber der Stadt selbst übel mitgespielt hat. Da also von den drei bei Cassius Dio genannten Heilstätten zwei, Pergamon und Alexandria, auch sonst bezeugt sind, besteht kein Grund an der dritten, nämlich Faimingen, zu zweifeln. Damals muß der Kultbezirk des Apollo Grannus einen Höhepunkt seiner Geltung erlebt haben. Aber dieser Ruhm währte nicht mehr lange. Was für alle Zukunft gedacht war, unterlag dann doch dem Geschick alles Vergänglichen.

Caracallas Sieg am Main hielt die Alamannen in ihrem Drang nach Süden und Westen nicht endgültig auf. Ungefähr zehn Jahre später bedrohten sie erneut die römische Grenze, und nach abermals zehn Jahren, 233, drangen sie ins Allgäu und bis zum Nordrand der Alpen vor, sicher nicht auf breiter Front, sondern in Stößen hier und dort. Das römische Cambodunum, das heutige Kempten, jedenfalls wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen und bietet einen Anhalt für das Ausmaß des Vorstoßes. Diese Geschehnisse, durch welche die Nordgrenze des römischen Reiches ins Wanken geriet, spiegeln sich in den Ausgrabungsbefunden von Faimingen in sehr deutlicher Weise wieder. Zunächst hat man die Stadtumwallung durch eine massive Mauer ersetzt, die nur um wenig weiter draußen verläuft und sich im ganzen an die alte Stadtgrenze hält (Abb. 3:5). Man war demnach bestrebt, den Innenraum der Stadt nach Möglichkeit zu halten, was in Anbetracht der anfangs noch geringen Erfahrungen der Alamannen in der Belagerungskunst gewiß nicht aussichtslos war. Aber um 230, wahrscheinlich 233, im Gange des eben erwähnten Durchbruchs der Feinde weit nach Süden, sah man sich zu viel einschneidenderen Maßnahmen gezwungen. Im östlichen Stadtgebiet wurde ein großes Militärlager, ein Kastell errichtet, dessen Besatzung den wichtigen Übergang über die Donau zu decken hatte. Es konnte bei den Ausgrabungen, deren letzter Abschnitt 1970—1973 von Dr. Alfred Rüschi geleitet worden ist, nicht ganz freigelegt werden, weil seine südlichste Partie durch die Donau abgerissen worden ist (Abb. 3:6). In seiner Größe kommt es den bedeutendsten Lagern im raeiti-

schen Limesgebiet, erst Heidenheim, dann Aalen, nahe und war für eine Truppe von rund 1000 Mann bestimmt. Von den eben genannten älteren Anlagen weicht es aber insofern ab, als der Unterbau der Umfassungsmauer nicht weniger als 2,4 Meter breit ist, somit nicht leicht zu untergraben war, und die Mauer selbst aus einem eisenharten Gußkern besteht, der beidseitig mit kleinen Quadern verkleidet war. Hier deutet sich bereits eine für die spätrömische Zeit charakteristische Bautechnik an. Im Gegensatz zu den eben genannten älteren Castra hat es keine Ecktürme und keine Zwischentürme, und das Stabsgebäude in der Mitte ist merkwürdig schiefwinkelig. All das nimmt sich freilich nicht so befremdlich aus wie die bei der Ausgrabung eindeutig erwiesene Tatsache, daß man nicht nur Wohnflächen in der Stadt zugunsten dieses Kastells geopfert hat, sondern daß man in ausgiebiger Weise vom Steinmaterial, Quadern, ja kunstvollen Werksteinen, die sich in der Stadt durch Abbruch bis dahin bestehender Bauten gewinnen ließen, Gebrauch gemacht hat. Ohne jede Rücksicht auf Pietät verschonte man nicht einmal den Tempel des Apollo Grannus. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, welche rigorosen Befehle dazu erlassen worden sind und wie übergroß Gefahr und Existenzangst gewesen sein müssen. Vom Kult- und Pilgerort war Phoebiana nun zu einem rein militärischen Stützpunkt degradiert, neben dem das bürgerliche Leben in der Stadt praktisch nur noch von geringer Bedeutung gewesen ist. Daß dieses militärische Faimingen seinerseits nicht lange danach, um 259/260, unterging, ist bekannt.

Sind wir damit am Ende mit der Geschichte des Tempelbezirks und mit der des römischen Faimingen überhaupt? In direktem Bezug: ja, im indirekten doch nicht ganz. Was hier lange Zeit einen Mittelpunkt hatte, der von allen Seiten her anziehend wirkte, bot nunmehr in entgegengesetzter Richtung Vorteile, keineswegs solche höherer, sondern vorwiegend materieller Ordnung, die man kräftig ausnützte. Im Unterschied zu nicht wenigen Städten und stadtähnlichen Ansiedlungen am Rhein, aber auch am unteren Neckar, denken wir nur an Lopodunum = Ladenburg bei Heidelberg, oder viel näher an Augsburg, gab es hier keinen fast ungebrochenen Übergang zur spätantiken und weiter zur frühmittelalterlichen Zeit und damit eine Kontinuität vom römischen Tempel zum frühen Christentum. Der Bruch ist unverkennbar und weist sich im Befund unmittelbar aus. Als Rom dem Druck von Norden her nicht länger widerstehen konnte und genötigt war, eine neue befestigte Grenzlinie unmittelbar am Südrande des Donautales zu errichten, bedienten sich die Römer selbst ausgiebig des Baumaterials, welches das große Trümmerfeld von Phoebiana = Faimingen bot. Das kleine Kastell Gundremmingen zum Beispiel, das in Grundriß und Inneneinteilung bereits den Prinzipien der spätrömischen Zeit folgt, unter Valentinianus I. um 365 n. Chr. gebaut worden ist und nur sechs Kilometer südlich von Faimingen liegt, ist weitgehend unter Verwendung von Altmaterial aus der nördlich der Donau gelegenen und inzwischen aufgegebenen Kultstätte des Grannus entstanden. Im Hochmittel-

alter und später vollends wanderte zahlreiches Baumaterial, das sich in diesem großen Trümmerfeld als hochwillkommener Lieferant von bequem zugerichteten Quadern aller Art bot und das immer noch nicht in größerem Umfang neu besiedelt worden war, in Kirchen und profane Gebäude der näheren und weiteren Umgebung. Wir haben schon gehört, daß Blöcke mit römischen Inschriften hier und dort im näheren Umkreis in Kirchen vermauert worden sind. Wie weit dabei der Wille, das Heidnische auszutilgen und zu entmachen, mitgespielt hat, oder nur der materielle Gewinn im Vordergrund stand, lasse ich offen. Der zweite Grund gab aber sicher den Ausschlag in solchen Fällen, in denen ganze Bauwerke mit Quadern aus Faimingen errichtet worden sind. So besteht der Schimmelturm in Lauingen bis ziemlich hoch hinauf nahezu ausschließlich aus solchen Spolien. Kähne und Flöße auf der Donau boten einen sehr geeigneten, dazu billigen Transportweg. Es ist nachgewiesen, daß bis Neuburg, 65 Kilometer flußabwärts, in großem Umfang davon Gebrauch gemacht worden ist. Man muß also bei der Erforschung des ehemals römischen Phoebiana nicht nur Untersuchungen am Ort selbst durchführen, sondern auch in der Umgebung. Daß hier in der Zukunft noch vieles zu ermitteln sein wird, scheint mir sicher zu sein.

Doch wird man andererseits nicht bezweifeln wollen, daß mit solchen Entdeckungen eben vorwiegend eine Seite des ehemaligen Lebens, das sich hier abgespielt hat, mehr die materielle, als die spirituelle, beleuchtet wird. In die andere, die geistige, Licht zu bringen, ist unendlich viel schwerer. Unmittelbare literarische Quellen liegen, wie wohl deutlich geworden ist, nur spärlich vor und sind nicht in allen Fällen tragfähig. Die archäologischen dagegen, die zahlreich sind, bedürfen immer einer sorgfältig abwägenden Interpretation, bei der man nie außer acht lassen darf, daß es sich um Zeugen einer Vergangenheit handelt, die nicht allein dem zeitlichen Abstand nach weit von uns entfernt sind, sondern auch ihrem Wesen nach. In einem Wesen, das sich ausdrückt in Sitten und Gebräuchen, in der Einstellung zu Kult und Magie, im Umgang mit- und untereinander, vor allem aber in der Sprache. Daß das Keltische noch gesprochen wurde, freilich in stetig abnehmendem Verhältnis zu seinem früheren Vorherrschen, und hier in der Nähe von Hall am mittleren Kocher und an der mittleren Jagst auch schon germanische Idiome, ist wahrscheinlich, läßt sich aber beim gegenwärtigen Kenntnisstand nicht wirklich beweisen. Um so sicherer ist es aber, daß die lateinische Sprache weitaus dominierte und daß unter denen, deren Muttersprache sie war, sich viele mit Vorfahren aus den verschiedensten Provinzen des römischen Imperiums befanden. Auch darin bekundet sich, ganz abgesehen vom inneren Erscheinungsbild, eine wesentlich andere Welt, als wir sie heute bei uns gewohnt sind. Man sollte dabei aber nicht vergessen, daß das keine Episode gewesen ist, sondern immerhin rund zwei Jahrhunderte währte und damit einen wesentlichen Abschnitt in der Geschichte unseres Landes bildete.